



Was Kleinigkeiten einbringen. Eine Summe von 80,000 Mark hat sich aus dem Verkauf der kleinen Fleischproben angesammelt, die auf dem Berliner Schlachthof den Schweinen zur Unterhaltung an Trichinen entnommen werden. Die Einnahmen finden zu Gunsten bedürftiger Fleischermeister und Fleischergesellen Verwendung. Früher wurden die Proben, nach der „Allg. Fleischzeitg.“ zu 750 Mark pro Jahr vergeben. Dann stieg die Pachtsumme auf 7000, später auf 15,000 Mark. Seit 1 1/2 Jahren ist ein neuer Pächter eingetreten, der 19,000 Mark zahlt, aber einräumt, daß auch bei dieser doch recht beträchtlichen Jahrespachtsumme das Geschäft kein schlechtes ist.

Zur Winterischen Mordthat. Aus Konig wird dem Lokal-Anzeiger gemeldet: Die vom Koniger Schwurgericht wegen Mordtats in der Winterischen Mordthat verurteilte Frau K. hatte Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens gestellt. Dieser Antrag ist zurückgewiesen worden.

Gegen das freisprechende Urteil im Kwidlo-Prozess wird die Staatsanwaltschaft beim Landgericht I keine Revision einlegen. Das Urteil wird demgemäß heute (Dienstag) Abend Rechtskraft erlangen. Das Verfahren, das gegen die Damen gegen von Kozorowska und Kacmarek während der Hauptverhandlung eingeleitet wurde, ist eingestellt worden.

Die Schreckenshat einer wahnhaften Mutter erregt in Köpenick die Gemüther. Dort hat gestern Vormittag die Frau des Arbeiters Biesler in der Kaulsdorferstraße 6a in einem Anfall von Jähzorn ihr dreijähriges Töchterchen durch Messerschneide in den Hals gestochen und dann Selbstmord versucht. Die Wundheilung hat sich erhebliche Verletzungen zugefügt.

Die Wiedertäuferkätze. Aus unserem Leserkreis wird uns geschrieben, daß die in Nummer 280 des „Gen.-Anz.“ gebrachten Abbildungen von Wiedertäuferkätzen in Münster diejenigen (Hals-)Kätze darstellen, welche der Professor der Zoologie Landois neben seiner Wohnung angebracht hat. Landois, Mitverfasser eines zoologischen Lehrbuchs und Direktor des zool. Gartens in Münster hat sein Wohnhaus, die sog. Tudesburg, an dem einen Ende des Gartens. Allerhand eigenhändige Sachen hat er dort zusammengetragen oder angefertigt, so auch diese Kätze mit den grotesken Kappen genannt: Krüppelkätzchen, Knecht und Jan von Leiden (Hochholz). Die richtigen eiserne Kätze sind größer und hängen hoch oben am Thurm der Lamberti-Kirche, ohne Inhalt.

Klitteratur.

Was soll ich deklamieren? Auslese der besten Deklamationsstücke ersten und heitern Inhalts. Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrößen gesammelt und herausgegeben von Elise Heule, Verfasserin des Preisbuchs: „Durch die Antendang“. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Durchgesehen von der Tochter der Herausgeberin. Preis gebunden A 3, elegant gebunden mit Goldschnitt A 4.50. Schwabacher Verlag in Stuttgart. — Eine vornehme und aparte Weihnachtsgabe von besonderem Reiz für Damen und Herren, für jung und alt, darf zweifellos das vorliegende, schon durch die gefeierte Persönlichkeit der Herausgeberin und die Mitarbeit hervorragender aktiver Bühnenkünstler und Künstlerinnen einzigartig berühmte Buch genannt werden, dessen soeben erschienene, neue, 6te, vermehrte und verbesserte Auflage ganz im Geiste der Verbliebenen die erprobten, glänzenden Erfahrungen der unvergesslichen, nie veraltenden Künstlergrößen mit den wichtigsten Rathschlägen moderner Theaterkünstler zu äußerstem Nutzen für Berufs- oder Liebhaber-Deklamatoren vereinigt.

Musikführer. Wer recht sich an Musik will haben, der muß den rechten Führer haben. In voller Freude an den Werken der Tonkunst, zur weitesten Ansicht über die Wunderwelten der Symphonien, Symphonischen Dichtungen, Opernarien, Kammermusikwerke und Oratorien leiten die im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger (Leipzig) erschienenen „Musikführer“ hinein. Diese künstlerisch vornehm und gebiegen angelegte Sammlung, die unter Mitarbeiterschaft einiger 60 von Deutschlands bekanntesten Musikgelehrten und Musikschriftstellern nunmehr schon nahe bis an das dreihundertste Heft gefördert worden ist, bietet in einzelnen Nummern à 20 S. fesselnd und reich mit vollausgezeichneten, am Klavier spielbaren Notenbeispielen ausgestattete Analysen und Deutungen aller hervorragenden Konzertwerke. Der Bestand der Sammlung ist während des letzten Jahres durch Anfügung vieler neuer Führer zu Werken von Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Berlioz, Volkmann, Wagner, Verdi, Rubinstein, Brahms, Tschaikowski, Glazounow, Smetana, Dvorak, Goldmark, Wolfenstet, d'Albert, Klughardt, Frick, Bruckner, Wolf-Ferrari, Müller-Reuter, Elgar, Holstrum, Gunglberger und Rich. Strauß noch ganz wesentlich bereichert worden, und die Lektüre einzelner Hefte und ein Blick auf das ca 300 Nummern umfassende Verzeichniß haben uns die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß mit den „Musikführern“ aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachfolger dem deutschen Volke tatsächlich ein außerordentlich werthvolles, umfassend angelegtes und darum fast nie veraltetes künstlerisches Bildungsmittel geschaffen wurde und um den denkbar billigsten Preis dargeboten wird.

Geldsäckliches.

„Ein Familienmahl im Steinalter“ ist der Titel des ersten Heftes eines neuen Tages 16 Stück logenanter Liebigbilder, Empfehlungskärtchen der Compagnie Liebig; Höhlenmenschen schmausen sehr vergnügt am Spiege gebratenes Bärenfleisch. Die

anderen 5 Hefen veranschaulichen Festtage bei den Alten (Ägypter und Hellenen), ein Gelage zur Feudalzeit, das Schaugericht (Blau) zur Zeit Ludwigs 14. und endlich ein modernes Diner mit Champagner und Gefrorenem, also einen kulturhistorischen Ueberblick der Tafelfreuden in den verschiedensten Zeitaltern. Wenn der Beschauer selbst Küchenverständiger sein sollte, so dürfte er leicht auf den Gedanken kommen, wie ganz anders es doch war! Lino dozumal, als man Liebig's Fleischextract nicht kannte, das heutzutage in so vielen Küchen gute Dienste leistet durch Erparung von Zeit, Mühe, Geld, Vermeidung von Verdruß und Aerger.

Standesamt Dotzheim.

Geboren: Am 15. November dem Fuhrmann Johann Weimar e. S. Gustav Willy Dank. — Am 16. November dem Maurer Wolf Silbereisen e. T. Sophie Luise. — Am 17. November dem Töpfer Wilhelm Seib e. T. Anna Luise. — Am 17. November dem Gastwirth Philipp Seelbach e. S. Rudolf Emil Hermann. — Am 18. November dem Barbier Sebastian Pfeuffer e. T. Marie Caroline. — Am 22. November dem Maurer Johann Klepper e. T. Johanna Luise. — Am 22. November dem Tagelöhner Philipp Meyer e. T. Emilie Vina Sophie. — Am 22. November dem Tändler August Gruber e. S. Paul Maria Philipp. — Am 23. November dem Heizer Johann Bernhardt Groh e. T. Maria Susanna. — Am 22. November dem Tändler Wilhelm Otto Koch e. S. Carl Heinrich Otto. — Am 25. November dem Rutscher Christian Kling e. S. Ludwig Adolf Christian.

Aufgehoben: Am 19. November der Zimmermann Franz Robert Max Otto Grau mit der Schneiderin Marie Jenny Hättich zu Frankfurt a. M. — Am 20. November der Tagelöhner Josef Fuchs mit Vina Elise Amalie Wilhelmine Wagner, beide dahier.

Verheiratet: Am 28. November der Zimmermann Heinrich Häbenthal mit Luise Wilhelmine Schmidt.

Gestorben: Am 20. November Amalie Bieg geb. Herborn, Witwe des Tändlers Friedrich Bieg, alt 27 Jahr. — Am 27. November der Schreiner Carl Müller alt 22 Jahr. — Am 28. November Paula Elise Friede T. des Rathsmeisters Carl Gehl alt 9 Monat. — Am 29. November Adolf S. des Tändlers Fritz Meier, alt 1 Jahr.

Chic! Modern!

Damen-Jacketts u. Kleider-Stoffe für die Winter-Saison auf bequemem Theilzahlung empfiehlt

J. Jtmann, Welt-Credit-Haus, Bärentstraße 4, 1.

277 Kleins Anzählung!

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, 1. Etage, an der Marktstrasse.

900

Wenn Sie wirklich gute und haltbare schwarz wollene Kinder- und Damen Strümpfe kaufen wollen, so machen Sie einen Versuch mit meinen vorzüglichsten langjährig erprobten Qualitäten.

Größte Auswahl. Billigste feste Preise

L. Schwenck, Mühlgasse 9.

Gegr. 1878. 3-11

Ausser meinen anerkannt sehr fein, wohl- und kräftig schmeckenden

Kaffee-Specialsorten

No. 13 Visiten-Kaffee per Pfd. Mk. 1.80,
No. 12 Haushalt-Kaffee I „ „ „ 1.70,
No. 9 Haushalt-Kaffee II „ „ „ 1.60,
empfehle

meinen vorzüglichsten

Familien-Kaffee

per Pfund Mk. 1.25

und jede Kenner und Gönner zum Einkaufe höflichst ein.

9309

A. H. Linnenkohl,
Erste und älteste Kaffeerösterei am Platze,
15 Ellenbogengasse 15.

Geld verdient!

der Geld erspart beim Einkauf von

Schuhwaaren

in dem für recht altbekannten Mainzer Schuhbazar von

Philipp Schönfeld

nur Marktstr. 11.

im Hause der Harth'schen Schweinefleischerei, neben dem Rgl. Schloß.

Nicht allein sehr billig, sondern auch sehr haltbar, ebenso außerordentlich gut passend für den empfindlichen Fuß sind sämtliche

Schuhe und Stiefel.

Größte Auswahl für

Kinder, Herren und Damen.

Herren-Schuh, Zug und Haken-Stiefel, elegante Jagd, 5.50 — 16 M.

Damen-Schuh und Knopf-Stiefel, Reithuten, v. 5.50 bis 14 M.

Damen echte Chevreau-Knopf- und Schnürstiefel 7.50 M.

Damen-Spangenschuhe 3.25 — 6.50 M.

Nur die besten Qualitäten Stiefel für Knaben und Mädchen.

Reichste Auswahl. — Billigste Preise.

NB. Gelegenheits für passende Weihnachts-Geschenke. Um-tausch noch nach Neujahr gestattet.

1239

Wegen Abbruch des Hauses großer

Ausverkauf

sämmtlicher Colonialwaaren zu und unter Einkaufspreisen.

Adolf Haybach, Welltrichstraße 22.

Eröffnet im Hause des Januar Heilmundstraße 43 (Neubau) ein Special-Geschäft für Kaffee, Thee, Cigaretten, Wein u. Spirituosen.

Astrachan-Caviar,

leicht gefalzen das Pfund 8.— und 10 Mark/ ungefalzen (Malosol) das Pfund 12.—, 14.—, 16.—, 18.— u. 20.— Mk. empfiehlt stets frisch

J. C. Keiper, 60
Telefon 114. 52 Kirchgasse 52.

Haar-Ketten

werden geflochten und mit Goldbeschlag versehen.

483 Franz Gerlach, Schwalbacherstr. 19.

MÄNNER!

SANONGAPSELM sind wirksam bei Harn-u. Blasenleiden 13 Phenyl salicyl 3 Cl. Cub. 10 Santal 30 Capsul PREIS 3 Mk.

Von Spezialärzten fortgesetzt gebraucht. Eine Privatkl. bezog 1901 5000, 1902 45000, u. bis Juni 03 36000 Stück. Viele Dankschreiben. Kein ähnliches Präparat kann sich solchen Erfolgen rühmen.

VERSEND: APOTHEKE HOFMANN, SCHNEIDTZ-LEIPZIG.

In Wiesbaden „Taurus-Apotheke“, sowie in den meisten anderen zu haben. 848

Ia Gas-Cokes Ia

Sorte sehr billig, sowie Braunkohlen-Bricketts und prima Buchen-Brennholz, gespalten, kein Abfallholz à Gr. 1 Mt 30 Pfg empfiehlt

Telefon 2345. M. Cramer, Feldstr. 18.

Bruch- Eier per Stück 4 u. 5 Pfg. 676
Hef- Eier per Stück 2 Pfg. 7 St. 10 Pfg.
Rafflag- Eier per Schoppen 40 Pfg. empfiehlt
Häfnerg. 3 J. Hornung & Co., Häfnerg. 3.

Die elegante Herrenwelt

im langjährig renommirten Raaschgeschäft von

V. Jochum, fröh. Buchhändler. Laalgaße 1 Bld. 3 St. 1. ordnen. Preis 25 Mk. ein -Anzug. Speziell für Kunden, die Stoffe selbst stellen.

481

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

St. 282.

Donnerstag den 3. Dezember 1903



Feuilleton

Zwei deutsche Robinsons.

Skizze von Alfred Meißner.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Oktober des Jahres 1873, als das englische Kriegsschiff „Challenger“, dem eine wissenschaftliche Expedition übertragen worden war, vor der Insel Tristan da Cunha, welche im atlantischen Ozean, etwa in der Mitte zwischen der südamerikanischen Küste und dem Kap der guten Hoffnung liegt und ein günstiger Platz ist zum Wassereinnehmen für Seefahrer, die nach Indien oder Australien bestimmt nicht am Kap anlegen wollen, Anker warf. Die Offiziere landeten und fanden auf der Insel, die einen Umfang von kaum fünf Meilen hat, eine kleine Kolonie, welche aus 81 Menschen bestand und eine recht seltsame Vergangenheit hinter sich hatte.

Zum Jahre 1816 gab die englische Regierung genannter Insel eine Kompanie Artillerie zur Besatzung, die einen Entwöhnungsversuch Napoleons I. von St. Helena verhindern sollten. Man konnte diese Vorsichtsmaßregel fast für lächerlich halten, da der Verbannungsort des großen französischen Eroberers doch gegen 1300 Seemeilen (1 Seemeile gleich 1,854 Kilometer) weit entfernt ist. Man war aber der festen Meinung, daß bei den toten Plänen, Napoleon zu befreien, Tristan da Cunha als Operationsbasis benutzt werden könne. Als der berühmte Gefangene 1821 starb, wurde die Besatzung zurückgezogen, nur der Korporal William Glas und zwei Seeleute erlangten die Erlaubnis, sich dauernd auf der Insel niederzulassen. So entstand eine kleine Kolonie, welche im Jahre 1829 aus 27 Personen bestand, die sich alle recht glücklich fühlten unter dem Scepter ihres Gouverneurs Glas. Als dieser starb, trat der älteste Mann, Peter Green, an die Spitze der Niederlassung und gab ihr einen neuen Aufschwung.

An dieser Insel nun litt ein deutscher Matrose, namens Stoltenhoff, zur Zeit des großen deutsch-französischen Krieges, Schiffbruch und wurde mit seinen Schiffsgenossen von den Kolonisten auf Tristan da Cunha gastlich aufgenommen. Ein anlegendes Schiff nahm ihn nach Europa mit, aber er hatte an der kleinen Niederlassung ein solches Gefallen gefunden, daß er dahin zurückkehren beabsichtigte und seinen einzigen Bruder mitnahm. Auf St. Helena verwendeten die beiden Brüder ihr kleines Kapital zum Ankauf verschiedener Waren, namentlich eines alten Walfischbootes, und segelten auf dem Walfischfänger „Jawa“ nach ihrer künftigen Heimat ab. Unterwegs überredete sie der Kapitän, sich nicht auf Tristan da Cunha, sondern auf der „Unzugänglichen Insel“, welche etwa 20 Seemeilen gegen Südwesten von jener liegt, anzusiedeln. Die Insel sei fruchtbar, sagte er, und es gebe dort ein Tal, in dem er immer viele wilde Schweine und Ziegen gefunden habe.

Die Brüder folgten dem Ratschlag ihres Kapitäns und so landeten sie denn Ende November 1871 auf der Westseite der „Unzugänglichen Insel“, wo ihnen eine Schlucht einen allerdings schwierigen Zugang zu der Höhe der Klippen darbot. Ihr Hab und Gut bestand, außer dem Walfischboot, aus etwas Reis, Mehl, Schiffszwieback, Zucker, Tee, Kaffee, Salz, Pfeffer, Tabak, Branntwein, einigen leeren Fässern, einer Büchse, einer Vogelflinte und Pulver und Blei. Auch einige Werkzeuge, einen Schießlatzen, einen Hund und eine Fackel, Kochgeräte, Kartoffeln und Samen von Rüben, gewachsen bei ihnen.

Am vierten Tage nach ihrer Landung kamen von Tristan da Cunha 16 Engländer in zwei Booten, die sich sehr freundlich benahmen und den Brüdern den Rat gaben, von der Westküste, die den herrschenden Winden ausgesetzt sei, nach der Nordseite umzusiedeln, ihnen auch bei der Verladung ihrer Vorräte behilflich waren und um Weihnachten wieder zu kommen versprochen.

Nun waren die Brüder denn mutterseelenallein auf der „großen“ Insel. Das erste, was sie vornahmen, war, daß sie sich in der Nähe eines Wasserfalles eine kleine Hütte bauten, den Boden reinigten, und die mitgebrachten Samen säeten. Solz gab es in Menge und mit Hilfe des langen Rüsselrohrs, welches in der Nähe ihrer Hütte wuchs, vermochten sie den Gipfel des Berges zu erklimmen. Der Strand war gegen eine Meile lang und bis zum Fuße der Klippe lief ein fruchtbarer Streifen Land nach dem Innern der Insel. Mit Hilfe ihres Bootes und ihrer Büchse ward es den Brüdern möglich, 19 Robben zu fangen, die sich am Strande recht häufig zeigten. Da ihre Hütte recht erbärmlich eingerichtet war und dem Regen keinen Widerstand zu leisten vermochte, mußte eine andere, bessere gebaut werden. Während sie aber beim Bauen und Pflanzen angestrengt arbeiteten, verzehrten sie die mitgebrachten Vorräte rasch, ohne sie erneuern zu können, und sahen die Zeit herankommen, in der sie ausschließlich auf selbstgezeugte Lebensmittel angewiesen sein würden. Dann und wann benutzten sie ihr Boot zum Robbenfang, aber unglücklicherweise war es zu schwer, um von zwei Menschen ordentlich regiert werden zu können. Bald wurde es auch so beschädigt, daß bei jeder Fahrt einer der beiden das Wasser beständig ausschöpfen mußte.

Im April des nächsten Jahres betraf sie ein schwerer Unglücksfall. Sie hatten nämlich, um den Boden schneller zu reinigen, das dicke Gras in Brand gesteckt, wobei die flammende Asche auf dem Felsen hinter ihrer Hütte, das ihnen die einzige Möglichkeit gewährt hatte, die Höhe zu erklimmen, ergriff und vernichtete. Sie hatten nun, um auf die Höhe zu gelangen, keinen anderen Weg mehr, als den um die nordwestliche Ecke des Felsens herum. Jetzt war ihr schweres Boot noch dazu beschädigt, aber sie verzweifelten darum den Mut nicht, sagten ihr Fahrzeug mitten durch, setzten an die dicke Asche einen neuen Stern an und gaben dem seltsam aussehenden Ding den Namen „Seelarren“. Die erste Probe auf dem Ungetüm fiel zur Freude der Brüder recht gut aus. Sie umfuhren nun die Felsenküste und gelangten von der jenseitigen Küste auf den Gipfel der Berge, wo Ziegen und Schweine lebten.

Der Winter stand vor der Tür und kündigte sich mit Stürmen und heftigen Regengüssen an. Dazu hatten sie das Unglück, daß die Vögel bei einem Sturme ihren Seelarren wegrissen und ihn in ihrem Schoße begruben. Wollten die Brüder jetzt nach der zugänglichen Küste der anderen Inselseite, so mußten sie die Felsenküste umschwimmen, was bei ruhigem Wetter ein nicht ganz unbedenkliches Unternehmen, bei stürmischerem aber unmöglich war, der Vorrat an Lebensmitteln nahm bedenklich ab, und Mitte August waren die Brüder schon sehr schwach geworden. Fische gab es in einiger Entfernung vom Strande in bedeutender Menge, aber von dem Felsen aus ließen sich nur wenige fangen, so daß der Verlust des Seelarren recht schmerzhaft empfunden wurde.

Gegen Ende August landeten auch die männlichen Pinguine, um die Küste für die Familie instand zu setzen. Bald folgten ihnen die Weibchen und begannen fleißig Eier zu legen. Als die Brüder das erste Nest ausnahmen, hatten sie am Tage vorher ihre letzten Kartoffeln, die im Mai geerntet worden waren, verzehrt und würden ohne Frage verhungert sein, wenn ihnen diese Eier nicht noch zur rechten Zeit beigesteuert worden wären.

Eine bessere Zeit begann, als bald ein vorüberziehendes französisches Schiff mit ihnen in Verbindung trat und einen kleinen Laufhandel eröffnete. Die Brüder bekamen für einige Pinguin-Eier einen halben Zentner Schiffszwieback. Ihre Hoffnung, sich noch mehr Vorräte zu verschaffen, ging leider nicht in Erfüllung, da der französische Kapitän, um nicht von einem herausziehenden Wetter vor einer gefährlichen Seefahrt getroffen zu werden, plötzlich den Anker lichtete und davon segelte. Nicht lange danach erschien ein kleiner Schoner, „Lemis“ genannt, schickte ein Boot an die Küste und setzte sechs Mann von Tristan da Cunha ans Land. Der Kapitän des Schoners beschenkte unsere Einsiedler mit einem Fäßchen Pfefferfleisch, Schiffszwieback und Tabak. Als er wieder absegelte, versprach er, in wenigen Wochen wieder zu kommen, hat aber nicht Wort gehalten. Bald kam wieder eine Zeit der bittersten Not. Ende Oktober ging der Vorrat an Pinguin-Eiern zu Ende, und gegen Mitte November war das letzte Pfefferfleisch und der letzte Schiffszwieback verzehrt. Nun war guter Rat teuer. Wollten die Brüder nicht Hungers sterben, so mußten sie um die Klippe herum schwimmen, um auf der jenseitigen Küste oder auf den Bergen sich Nahrung zu suchen. Ihr Pulver, ihre Büchsen, hölzernen und andere Dinge, die keine Risse vertrugen, schlossen sie in eine Blechbüchse ein und traten dann die gefährliche Reise an, die jedoch glücklich überstanden wurde. Es gelang ihnen, die Höhe der Klippe zu erklimmen, die Gabelung zu überschreiten, die Westküste zu erreichen und zu ihrem ersten Landungsplatz herunterzusteigen. Sie schossen ein Schwein und füllten sich nach Verzehrslust an dem frischen Fleisch. Auf diese Weise lebten sie dann bis gegen Weihnachten und schossen in dieser Zeit sechs Ziegen.

Kurze Zeit nach Weihnachten kam ein Walfischfänger zu den Brüdern, von dem sie einige Lebensmittel erhielten. Der Kapitän war von ihrer traurigen Lage so gerührt, daß er in sie drang, die Insel mit ihm zu verlassen. Sie schlugen das Anerbieten des Amerikaners aber aus, indem sie fest glaubten, daß der Kapitän der „Themis“ sein Versprechen halten und sie abholen werde. Auf der Westküste landete wieder eine Gesellschaft von Tristan da Cunha, und sie schossen von den zwölf Ziegen, die es noch gab, nicht weniger als acht. Von der „Themis“ sagten sie, daß sie im nächsten Monat gewiß kommen und ihr Versprechen halten werde. So gern die Brüder die Insel verlassen hätten, enthielten sie sich doch jeder Bitte, nach Tristan da Cunha mitgenommen zu werden, da sie fühlten, daß sie dort nicht willkommen sein würden. Das war das letzte Mal, daß die beiden Einsiedler auf ihrer „Unzugänglichen Insel“ mit ihren Nachbarn in persönliche Berührung kamen.

Im Januar 1873 schwamm Friedrich, der ältere Bruder, wieder um die Klippe, erklag den Berg und schloß vier Schweine, die er an den Felswänden zu seinem unten stehenden Bruder herunterrollen ließ. Die vier letzten Ziegen blieben noch verschont. Am Ende des Monats kehrte er zu seinem Bruder zurück, und den Tag darauf landeten Leute von der Nachbarinsel an der Westküste, fingen oder schossen jene letzten vier Ziegen und nahmen sie mit. Daß sie mit den Deutschen in keinen Verkehr traten, geschah offenbar absichtlich, und die beiden Brüder schloffen daraus, daß sie von der Insel weggetrieben werden sollten.

Den ganzen Februar hindurch bildeten Kartoffeln und andere Gemüse mit Schweinefleisch gebackt die tägliche Nahrung der Brüder. Im März waren die Vorräte erschöpft, und der Hunger wurde ein neuer Versuch gemacht. Schamlos vernichteten sie die Ziegen, die ihren Nachbarn zur Beute gefallen waren; sie mußten sich mit Schweinen begnügen. Die Hunde, die mit ihnen an die Küste gekommen waren, hatten sich losgerissen und waren völlig wild geworden. Und da sie unter den Pinguinen große Verwüstungen anrichteten und sie in großer Zahl töteten, so entschloßen sich die Brüder, die Tiere zu töten. Bald darauf trennten sich die Einsiedler auf einige Zeit. Friedrich blieb oben auf dem Berge, um für Nahrung zu sorgen, während der jüngere Bruder sich unten aufhielt, den Garten besorgte und das Fett kochte und einlegte. Pfefferfleisch konnten sie nicht machen, da es ihnen an Salz fehlte. Sie hatten drei junge Schweine gefangen, die gezähmt werden sollten. Sie steckten die Tiere in eine Kiste und zogen sie schwimmend um die Klippe herum. Ueber der Hütte wurden sie in einen Stall gesperrt und mit Gras und Gartenabfällen, ab und zu auch mit Pinguin-Eiern, wenn gerade Ueberfluß herrschte, gefüttert. Nach Verlauf eines Monats kehrte Friedrich zu seinem Bruder zurück und brachte abermals zwei junge Schweine mit. Beim Umschwimmen der Klippe geriet er in große Gefahr, und die Herfel ertranken. Im Juni ging er abermals auf die Gabelung und blieb dort bis in den August hinein. Während dieser Zeit waren die Brüder des menschlichen Verkehrs nicht beraubt, da sie, wenn das Geräusch des Windes oder der Brandung nicht zu heftig war, sich durch lautes Zurufen verständigen konnten.

Auf die Dauer konnten die Brüder eine solche Lebensweise doch wohl nicht fortsetzen. Sie hatten einen großen Fehler begangen, daß sie ihre ursprüngliche Absicht, eine Niederlassung auf Tristan da Cunha, nicht ausführten. Ein

zweiter und größerer Fehler war, daß sie nicht die erste Gelegenheit benutzten, einen Ort zu verlassen, wo sie einer Reihe der härtesten Entbehrungen ausgesetzt waren. Jetzt bot ihnen das Schicksal wieder die Hand zur Rettung, und diesmal schlugen sie ihr Glück nicht zurück.

Der Kapitän des oben erwähnten Kriegsschiffes „Challenger“ hörte auf Tristan da Cunha, daß zwei Deutsche vor zwei Jahren auf der „Unzugänglichen Insel“ gelandet seien und dort noch lebten. Er dachte sich, daß sie in großer Not sein müßten und faßte den Entschluß, sie zu retten. Am 16. Oktober 1873 landete er an der Insel, fand die beiden Einsiedler, nahm sie an Bord und machte ihrem Robinson-Leben für immer ein Ende. Die Brüder sollen sich in England niedergelassen und es dort zu behaglichem Wohlstand gebracht haben.

Taschentücher

für Damen,
Herren und Kinder.

Schlesische, Blefelder und Englische
Tücher.

Hohlraumtücher,
weiss und farbig.

Stickerei und Spizentücher.

Gebrauchsfertige Taschentücher
mit gestickten Buchstaben.

Sort. 255	weiss mit eingewebt. Rand, 86 Ctm. gross, tambour. Buchstab., 1/2-Dtz. M.	1. 85
Sort. 266	weiss Battistm. Hohlraum, hochelegant gestickt. Buchstab., 1/2-Dtz. M.	2. 25

Weihnachtstuch:

Art. 540,	85 Ctm., weiss Battist, mit Hohlraum, Dtz. M.	1. 75
Art. 456,	50 Ctm. weiss Dowlas, leinen Apparat, fertig gestickt, Dtz. M.	2. 20

Sticken von Monogrammen
tadlos gut und billig.

Parthieen: assortierter Taschentücher mit
eingestickten Buchstaben
unter Preis.

Elegante Cartons zu Geschenken.

Weihnachts-Aufträge erhalte zeitig!

Carl Claes,
1292 Bahnhofstrasse 3.

Natural-Verpflegungsstation.

Bei dem herannahenden Winter sind viele unserer Mitmenschen mannigfachen Entbehrungen ausgesetzt. Mit am härtesten werden dadurch die „armen Wanderer“ bedröht, die jetzt in der Fremde von Ort zu Ort ihre Beschäftigung suchen müssen. Nun naht das liebe Weihnachtsfest, an dem Jeder gerne die Seinen mit einer Gabe erfreut.

Um unsere Anstalt in den Stand zu setzen, um die Weihnachtszeit den bei uns verpflegten Wanderern, welche fern vom Heimathaus dem Erwerb nachgehen müssen, ein kleines, nützliches Geschenk (Bekleidungsstücke, Schuhwerk u.) zukommen zu lassen, richten wir an alle edlen Menschenfreunde die herzlichste Bitte, uns hierzu durch Zuwendungen von Baarmitteln, oder Bekleidungsgegenständen gütig zu unterstützen.

Gaben nehmen entgegen der Hausvater Sturm (Ev. Vereinshaus, Blatterstr. 2) und die Unterzeichneten.

Wiesbaden, den 1. Dezember 1903. 1103

Der Vorstand der Naturalverpflegungsstation:

Der Vorsitzende:	Der Kassirer:
Travers, Mag.-Assessor, Rathaus, Zimmer 10.	Stoll, Mag.-Sekretär, Rathaus, Zimmer 13.
von Schenk,	Richard Kadeich,
Königl. Polizei-Präsident, Friedrichstr. 32, Zimmer 19.	Reintner u. Bezirksvorsteher, Querfeldstr. 3, 1.
J. W. Weber, Privatier, Moritzstr. 18, 2.	

Patente etc. erwirkt

Ernst Franke, Civ.-Ing.,
Bahnhofstr. 16



Nr. 2 2

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 3. Dezember.

1903

Kiebes-Rebellen.

Roman von Roy-Tellet.

Fortsetzung.

XIV.

Carolaths Mutter hatte den Knaben zeichnen gelehrt und die Natur hatte ihm einen lebhaften Farbensinn verliehen. Malen war stets seine liebste Beschäftigung gewesen. Trotzdem hätten er und seine Eltern es als eine Thorheit betrachtet, wenn er die Kunst als seinen Beruf erwählt haben würde. Zu wenige erreichen darin wirklich etwas Großes, die meisten gehen an ihren Mißerfolgen zu Grunde. Da er für seines Vaters Amt wenig Neigung verspürte, das Rechtsstudium an die Kasse seines Vaters zu große Anforderungen stellte, so wählte er die dritte Fakultät und wurde Mediziner, obgleich er für dieses weder viel Sympathie noch Fähigkeit zeigte.

Im Gegenteil, es war ihm von Anfang an zuwider gewesen; da er Kraft und Schönheit liebte, konnte ihn die Krankheit mit all ihren unaussprechlichen Folgeerscheinungen nur mit Abscheu erfüllen. Das Interesse für die Wissenschaft fehlte ihm vollständig; er sah nur die Oberfläche und trug kein Verlangen danach, tiefer in die Natur einzudringen und die Gesetze kennen zu lernen, insofern deren die Abnormitäten erst zu interessanten Erscheinungen werden.

Hier in seiner erzwungenen Abgeschlossenheit erwachte die Liebe zur Kunst von neuem in ihm. In einem der oberen Zimmer hatte er eine Staffelei und Leinwand mit allen dazu gehörigen Malutensilien entdeckt, und nun fragte er den Doktor, ob er sich ihrer wohl bedienen dürfte.

„Natürlich“, entgegnete Dr. Wipar. „Wir hatten die Sachen für Errima gekauft; sie hat eine Zeitlang Malunterricht genommen, seit kurzem aber wieder aufgehört.“

Carolath dankte dem Hausherrn, beschloß aber doch, Errimas Erlaubnis einzuholen, ehe er die Gegenstände benutzen wollte.

„Ich höre, Sie malen, Miß Rabenshaw,“ begann er eines Tages, um die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich habe es wohl versucht, gab es aber gleich wieder auf.“

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Ihr Material benutzte?“

Das Mädchen schaute ihn mit unverkennbarer Verwunderung an. So um Erlaubnis gefragt zu werden, daran war sie nicht gewöhnt.

„Die Sachen gehören nicht mir, mir gehört überhaupt nichts“, sagte sie dann langsam.

„Aber man hat sie doch für Sie angeschafft!“

„Ja, aber dadurch sind sie doch nicht mein Eigentum geworden.“

„Jedenfalls haben Sie nichts dagegen wenn ich mich ihrer bediene?“

„Weshalb sollte ich etwas dagegen haben? Ich habe ja nichts mehr mit ihnen zu schaffen.“

Damit mußte Carolath sich zufrieden geben.

„So werde ich gleich morgen früh beginnen,“ meinte er.

Errima hielt eine Entgegnung für überflüssig, da Carolath ja keine Frage an sie gerichtet hatte.

Nachdruck verboten.

Das nächste für Carolath war nun, welchen Gegenstand er wählen sollte. Er sah voraus, daß, wenn er sich Tage lang zurückziehen wollte, um seiner Kunst zu leben, Dr. Wipar höchst unzufrieden sein würde, daß er seinen Theil ihrer Abmachung so schlecht durchführte. Entweder also mußte er seine Malidee aufgeben, oder auf irgend eine Weise Errimas Anwesenheit bei seiner Beschäftigung bewirken. Aber wie sollte er das anfangen! Er blickte zu ihr hinüber. Sie saß in einem großen Lehnstuhl, nahe am Fenster, den Kopf tief auf ein Buch geneigt in welchem sie eifrig zu lesen schien. War es die vornüber geneigte Haltung, oder etwas Aufregendes in dem Bilde, was ihre Wangen so lebhaft geröthet hatte, jedenfalls drückte sich mehr Lebendigkeit in ihrer Erscheinung aus, als man sonst an ihr zu bemerken gewohnt war. Das dicke, widerspenstige Haar bedeckte die ganze Stirn.

Obgleich die Stellung nicht so war, daß er sie hätte künstlerisch verwerten mögen, konnte Carolath doch nicht umhin, die natürliche Anmuth der biegsamen, schlanken Form zu bewundern. „Wenn ich sie malte!“ fuhr es ihm dann plötzlich durch den Sinn.

Er wollte ihr gerade davon sprechen, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß sie auf seinen Vorschlag sicherlich nicht eingehen würde, wenn er ihn machte; so begnügte er sich mit den Worten:

„Sie scheinen ja da ein sehr interessantes Buch zu haben, Miß Rabenshaw?“

„Ja, sehr.“

„Darf man wissen, was es ist?“

„Es ist die Lebensgeschichte John Stuart Mills. Die Tante hat es mir geborgt; sie meint, es wäre hohe Zeit, daß ich etwas von der Sozial-Philosophie kennen lerne.“

Das war für Errimas Verhältnisse eine ungewöhnlich lange Rede gewesen, und Carolath entnahm daraus, daß sie wohl besonders angeregt sein mußte. Er lächelte leise, während er fortfuhr:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß John Stuart Mills Leben für eine junge Dame so viel des Interessanten böte.“

„Ahn, mich interessiert es eben.“

„Würden Sie mir auch den Grund sagen wollen?“

Errima zögerte, wie in der Absicht, die Antwort zu umgehen. Aber dann begann sie sich offenbar eines besseren und sagte:

„Ahn, seine Jugend erinnert mich ein wenig an die meine.“

Die Antwort brachte den jungen Mann fast in Verlegenheit. Dann fiel ihm ein, daß der berühmte Philosoph unter einer übermäßig strengen, kaltherzigen Erziehung zu leiden gehabt hatte. In diesem empfindlichen Punkt wollte er jedoch nicht rathen; so sagte er schließlich:

„Ahn, Miß hat es doch weit genug gebracht; lassen Sie sich das eine gute Vorbedeutung sein.“

„Mills war ein Mann“, entgegnete sie kurz.

Nieber diese Thatsache ließ sich nicht streiten, doch war Carolath sich nicht klar darüber was das junge Mädchen mit ihrer

ein schwaches Geräusch: es war eine Thräne, die aus Errimas Augen auf das Buch gefallen war. So besaß dieses Mädchen doch ein menschliches Empfinden und trug einen Kummer im Herzen! Carolath war verwundert und froh zugleich. Aber er that, als hätte er den verrätherischen Tropfen nicht bemerkt. „Meinen Sie denn,“ frug er ganz harmlos, „daß Frauen kein Glück haben könnten?“

„Sie können ihr Glück nicht selbst wählen oder gestalten wie die Männer.“

„Die Männer werfen es oft genug von sich,“ entgegnete Carolath, indem er an die sinnlose Leidenschaft dachte, die ihn in seine gegenwärtige, peinliche Situation gebracht hatte.

Errima erhob sich, und schloß das Buch. Es schien Carolath, als ärgerte sie sich darüber, daß sie selbst das Eis ihrer gewohnten Zurückhaltung gebrochen und ihn einen flüchtigen Blick in ihr Inneres hatte thun lassen. Ohne ein weiteres Wort verließ sie das Zimmer. So machte sie es ja zuweilen, und er war auch nicht weiter erstaunt darüber. Ihr standen jene kleinen, bedeutungslosen, gesellschaftlichen Phrasen nicht zur Verfügung, die dazu dienen, eine Unhöflichkeit zu bemänteln; jedenfalls verschmähte sie es, sich ihrer zu bedienen.

Für Carolath bedeutete dieser Zwischenfall eine neue Entdeckung. Das junge Mädchen las also Bücher, und sie las nicht nur, sondern dachte auch darüber nach. Es lag doch mehr in ihr, als er geglaubt hatte.

XV.

Am nächsten Tage fragte Dr. Bipan bei Tisch den jungen Mann, ob er schon fleißig gemalt hätte.

„Ich habe noch gar nicht damit begonnen,“ erwiderte Carolath. „Die Wahrheit zu sagen, mir fehlt es an einem geeigneten Sujet; ich brauche ein lebendes Modell.“

Des Doktors scharfe Augen wurden noch durchdringender. „Weshalb nehmen Sie nicht Errima dazu?“ fragte er. „Sie hat ja Zeit genug und würde sich gewiß freuen, Ihnen von Naken sein zu können.“

Errima sagte nichts, aber Carolath, der sie beobachtet hatte, gewahrte eine helle Röthe auf ihren Wangen. Während sie wie in unwillkürlicher Abwehr die Hände emporhob. Dem scharfen Auge des Doktors entging nichts von all dem.

„Du brauchst nicht gleich zu erschrecken, Errima,“ meinte er beruhigend; „Mr. Edwardes will dich ja nur malen, so wie du gerade da bist.“

Als sie immer noch schwieg, wurde Miß Bipan ungeduldig.

„Du scheinst wirklich ein Vergnügen darin zu finden“, sagte sie ärgerlich, „unhöflich und unliebenswürdig zu sein. Mr. Edwardes will dir eine große Ehre erweisen, und du dankst ihm nicht einmal dafür.“

Carolath unterbrach sie hastig.

„Ich will gar nicht“, meinte er, „Dr. Bipan hat den Vorschlag gemacht, den ich nie gewagt hätte. Natürlich wäre mir der Plan sehr lieb, wenn Miß Ravenshaw sich der Mühe des Sitzens unterziehen wollte.“

„Gut, dann ist's abgemacht“, erklärte Miß Bipan entschieden. Während der ganzen Zeit hatte Errima nicht einmal den Versuch gewagt, ein Wort dazwischen zu reden. Ohne daß man es für nöthig hielt, sie um ihre Einwilligung zu fragen, wurde die Verabredung getroffen. Aus ihren Wangen war allmählich die Röthe wieder gewichen, und anscheinend kalt und theilnahmslos sah sie wie vordem.

„Es ist wirklich zum Verzweifeln mit dem Mädchen“, sagte Miß Bipan ärgerlich. „Was nützt die sorgfältigste Erziehung, wenn einmal schlechte Veranlagung vorhanden ist!“

Auf diese tiefsinnige Bemerkung trat eine kleine Pause ein. Dann bemerkte Dr. Bipan zu Carolath geendet:

„Ich denke, Sie fangen mit den Sitzungen gleich morgen an, Mr. Edwardes?“

„Gewiß, wenn Miß Ravenshaw einverstanden ist.“

Dieser beständige Hinweis auf Errima, als hätte ihre Meinung überhaupt irgend welche Geltung, machte Miß Bipan ganz mißmuthig. „Das ist ja schon alles abgemacht“, sagte sie. „Sie brauchen nur noch die Stunde zu bestimmen, Mr. Edwardes. Sagen wir vielleicht um elf Uhr Vormittags. Errima, geh' mal hinauf in mein Schlafzimmer und hole mir ein reines Taschentuch herunter. Die kleine Schublade links in meinem Schrank.“

Errima erhob sich mechanisch und verließ das Zimmer. Jetzt wandte sich Miß Bipan zu Carolath und sagte im Ton des Vorwurfs:

„Sie verwöhnen mir wirklich das Mädchen, Mr. Edwardes. Wir haben sie an absoluten Gehorsam gewöhnt. Von Natur ist sie eigensinnig und widerspenstig, und ich kann wohl sagen,

jedoch haben sich bei ihr keine Spuren von Eigensinn mehr gezeigt. Es wäre doch schade darum, wenn Ihre übertriebene Höflichkeit unsere Erziehungsergebnisse wieder zerstören sollte. Wir natürlich wissen ja, daß Sie sich nichts dabei denken; aber das Mädchen könnte thöricht genug sein, sie ernst zu nehmen.“

Ehe Carolath noch etwas entgegen konnte, fiel Dr. Bipan ein:

„Oh, Sarah du mußt Mr. Edwardes wegen seiner Höflichkeit keinen Vorwurf machen. Er kann nun einmal nicht anders. Uebrigens ist sie eine Tugend, und Errima ist jetzt gerade in dem Alter, wo man dergleichen zu schätzen weiß.“

Miß Bipan schaute den Bruder mit ihren stählernen Augen an. Seine Rede legte sie einen Augenblick lang in Verlegenheit. Dann begann sie sich, daß der junge Gast ja hier war, um Errimas Neigung zu gewinnen, und alles, was zu diesem Ziele führen mochte, ermuntert und unterstützt zu werden verdiente. Jetzt sah sie ihren Mißgriff ein.

„Natürlich, du hast ganz recht, Stephan“, sagte sie einlenkend, „Mr. Edwardes wird mich gewiß verstehen. Ich kann mir's immer noch nicht abgewöhnen, Errima als bloßes Kind zu behandeln.“

Die Situation war für Carolath recht unbehaglich. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und hielt es für gut, daß die Geschwister die Angelegenheit mit einander allein ordneten.

Der Doktor war offenbar zufrieden mit ihm. Der Plan, daß Errima von Carolath gemalt werden sollte, war ganz dazu angethan, des Doktors Absichten zu fördern. Die jungen Leute mußten auf diese Weise noch mehr als bisher beisammen sein. Und Carolaths hübsche Erscheinung, seine gewinnenden Manieren würden über kurz oder lang ihren Einfluß auf das junge Mädchen geltend machen. So dachte der Doktor als geübter Menschenkenner.

Jetzt kehrte Errima mit dem gewünschten Taschentuch zurück.

„Na, das hat ziemlich lange gedauert“, sagte die Tante, so dem jungen Mädchen für die erwiesene Aufmerksamkeit dankend.

XVI.

Am nächsten Morgen um elf Uhr begab Carolath sich ins Wohnzimmer, wo sich die Staffelei mit allem, was dazu gehörte, befand. Er hatte mit Errima über ihr Modell sitzen nicht mehr gesprochen und war nun ein wenig neugierig, ob sie wohl da sein würde. Er erwartete es eigentlich ziemlich bestimmt; die Tante würde schon dafür sorgen. Wäre sie nicht da, dann wollte er kein Wort mehr über den Gegenstand verlieren.

Als er das Zimmer betrat, fand er Errima schon vor. Aber er bemerkte auch sofort, daß ihre Pünktlichkeit nicht ein Zeichen von Interesse war; ihr Antlitz trug den gewöhnlichen Ausdruck müder Gleichgültigkeit.

„Ah, da sind Sie ja,“ rief Carolath, eine Lebhaftigkeit heuchelnd, die er gar nicht empfand.

„Ja, da bin ich.“

„Und bereit zum Opferfest?“

„Ich bin bereit, mich malen zu lassen.“

„Sie sind wirklich sehr gütig.“

„Ich folge nur dem Befehl der Tante.“

„Sie wissen natürlich, daß wir nicht so schnell damit fertig sein werden?“

„Nein, ich verstehe gar nichts davon.“

„Es ist nicht so, als wenn ich Sie photographieren wollte: Jetzt, bitte mein Fräulein, einen Augenblick Ruhe, und fertig ist's. Nein, ich muß erst eine Skizze von Ihnen machen, ehe ich daran gehe, Sie zu malen. Ich werde wohl eine ganze Anzahl Sitzungen nöthig haben.“

Carolath begann dabei, seine Utensilien zu ordnen.

„Ich möchte mich gern in allem nach Ihren Wünschen richten, Miß Ravenshaw“, sagte er zu dem jungen Mädchen.

„In allem?“ wiederholte sie fragend, während es wie ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen huschte.

„Ich weiß, daß das Sitzen recht langweilig ist, und ich bitte Sie, eine Stellung zu wählen, die Sie auf die Dauer am wenigsten ermüden würde. Vielleicht — soll ich Sie lesend malen?“

„Nein,“ entgegnete Errima kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sieger.

Novellette von C. Gerhard.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, Erika, was soll ich dem Hauptmann antworten?“
„Daß ich die Ehre seines Antrages zu würdigen wisse, doch — denselben ablehne.“

„Aber ich begreife dich nicht, Kind! Was hast du an Rhaden auszusetzen? Er ist jung, wohlhabend, wird Karriere machen.“

„Nur, daß ich ihn nicht liebe, ebenso wie die anderen, die mich begehren.“

„Worauf willst du denn aber warten?“

Die Stimme der alten Dame klang noch immer ein wenig ärgerlich. Erika flog zu ihr hin, kniete zu ihren Füßen nieder und schmiegte den feinen Kopf mit dem vollen aschblonden Haar in ihren Schoß. Die schönen blauen Augen sahen träumerisch zu ihr auf.

„Ich warte auf mein Glück,“ murmelte sie.

„Märrisches Mädel, glaubst du, es kommt in Gestalt eines Prinzen?“

„Mit sieghaften Augen und braunen Locken, — ja, einziges Großchen!“

„Ach, Kind, und über dem Warten wird deine Jugend vergehen, oder ich sterbe und du bleibst allein mit geringen Mitteln zurück. Vergiß es nicht, du mußt unser trautes Werderhoff dann verlassen, all meine Liebe kann es dir nicht erhalten. Wie viel ruhiger könnte ich die Augen schließen, wüßte ich dich in eines braven Mannes Sut!“

„Sprich nicht vom Sterben, geliebtes Großchen, du bist noch so rüstig, und der liebe Gott wird dich mir erhalten. Nengstigt dich aber meine Zukunft, so laß mich Musik studieren.“

„Ich will darüber nachdenken, sobald ich den unangenehmen Brief an Rhaden geschrieben.“

„Sei nicht böse, Großchen, ich kann nicht anders! Er findet gewiß eine Bessere.“

Rechtsfüßig eilte Erika v. Altenberg in den Garten. Vor kurzem erst war das gewaltige „Werdel“ des Herrn über die Erde hingegangen, vor kurzem erst war sie erwacht aus ihrem Winterschlaf. Erika breitete die Arme aus, als wollte sie die Welt umfassen. Kein sorgender Gedanke galt ihrer Zukunft, und doch war sie eine Waise, die Tochter einer Jugendfreundin Frau v. Werders, von der Kinderlosen an ihr Herz und in ihr Haus genommen, doch nicht berechtigt, die Güter zu erben, die einst einem Neffen des verstorbenen Herrn zufielen.

Erika schweifte in den Gängen umher, mit leiser, süßer Stimme sang sie: „Winterstürme weichen dem Bonnemond.“

„Ach, die herrliche Weise! Nie würde sie dieselbe vergessen und den, der sie sang. Vor wenigen Monaten besuchte sie in der nahen Stadt ihren ersten Maskenball. Im rosenroten Kleide, grünes Gerant um die feine Taille, ein Kränzchen Heideblüten im Haar, — so war sie die Verkörperung ihres Namens gewesen. Bald diese, bald jene männliche Maske war ihr genah, hatte mit ihr getanzt, geplaudert, doch die Worte dimmten sie inhaltslos, die Scherze banal. Hastig machte sie sich von einem zudringlichen Zigeuner los, da hörte sie eine klangvolle Tenorstimme gedämpft fingen:

„Winterstürme weichen dem Bonnemond,

In mildem Lichte leuchtet der Lenz;

Auf Linden Blüthen leicht und lieblich,

Wunder webend er sich wiegt.“

Und vor ihr stand Jung-Siegfried, der hehrste Held.

„Weile, Waldkind, du holdes, das der Atem des Frühlings gewedt,“ redete er sie an; „hangt dir vor den Wiken der losen Gefellen? Mit meinem Schwert schütze ich dich, strafe jeden, der dich quält.“

„Ich danke dir, Held Siegfried, doch nicht kriegen und siegen sollst du, den Frieden lieb ich, den du im Namen trägst.“

„Das ist minniglicher Mädchen Art. Doch das Lärmen und Schwärmen wächst, laß dich führen zu ruhiger Stätte!“

Willig folgte sie ihm in ein stilleres Zimmer. Silbern flutete das Mondlicht durch das breite Fenster hinein.

„Sieh, mit welch märchenhaftem Schimmer der Mond die Landschaft übergießt! Mir ist's, als erlebe ich auch heute ein Märchen,“ sagte er weich. „Und süß ist es dem Einsamen.“

„Du stehst allein?“ fragte sie mit leidenschaftlicher Stimme. „Auch ich war's, doch fand ich ein liebend Herz.“

„So laubest du, was ich suche.“
Halb im Ernst, halb im Scherz führten sie das Gespräch fort. Zum Schluß sagte Siegfried:

„Daß uns nicht die Namen nennen, mit denen die Welt uns ruft, doch zeige mir dein Antlitz, Waldkind!“

Tief tauchten ein blaues und ein braunes Augenpaar ineinander. „Leb' wohl, Erika, wir sehen uns wieder!“

Dann war er verschwunden. Vergebens suchten ihn ihre Blicke nach der Demaskierung. Es hieß, er wäre ein Freund Rittmeisters v. Burg, der gleich nach dem Ball nach dem Süden gereist war. Vielleicht hatte er ihn begleitet. Nirgends sah sie ihn. Aber seiner Worte, des sieghaften Tones seiner Stimme gedachte sie oft, oft, und um seinetwillen vermochte sie keines anderen Weib zu werden, obgleich sie nicht einmal wußte:

„Woher er kam der Fahrt,
noch wie sein Nam' und Art.“

Gläubig hoffte sie auf ein Wiedersehen, von dem er gesprochen, und dann mußte sich alles klären.

Während Erika sich in holden Erinnerungen verlor, sah Frau v. Werder in trübem Sinnen an ihrem Schreibtisch. Das Gespräch mit Erika hatte ihre Sorge um die Zukunft derselben wieder geweckt. Wenn sie an den Erben schriebe, ihm ihren Liebling ans Herz legte! Aber gewiß war Wallhofen im Born gegen sie erzogen, hatte sein Vater, dessen Werbung sie einst zurückgewiesen, und der in seiner Ehe mit ihres Vaters Schwester nicht glücklich gewesen, ihn doch nie nach Werderhoff gesandt. Ach, wenn jene Feindschaft nicht bestände, wenn Wallhofen sie besuchte, wenn die beiden jungen Herzen sich fänden, Erika ihre Heimat nicht verlor! Aber unmöglich war's. Da mochte sich denn das geliebte Kind im Klavierspiele ausbilden, und sie selbst der Himmel noch lange am Leben erhalten!

Es war beinahe zwei Jahre später. In dem Konzertsaal des Hotel de Rome in Berlin flutete ein elegantes Publikum. Ein Konzert zum Besten der Ueberschwemmten im Elbegebiet sollte stattfinden. Der Ertrag des Konzerts sollte manche Not lindern, manche Träne trocknen.

Unendlich lieblich im weißen Spitzenkleide trat Erika v. Altenberg mit ihrer Freundin, Frau Regierungsrat v. Tschow, in den Saal. Seit einem Jahre weilte sie in ihrem Hause und besuchte die Hochschule. So schwer fiel auch Erika von dem geliebten Großchen getrennt, so nahm das anregende Berliner Leben, das interessante Studium doch ihre junge Seele gefangen. Auch jetzt harnte sie in froher Erregung des Kunstgenusses, waren doch bedeutende Künstler für das Konzert gewonnen. Doch soeben hörte Melanie v. Tschow von ihrem Nachbar, daß der berühmte Heldentenor, der seine Mitwirkung zugesagt, plötzlich heiser geworden und ein Dilettant für ihn eingetreten sei.

„Das wird ein schöner Reinsfall sein,“ flüsterte sie Erika zu.

Erika lächelte über die Vermutung der heißblütigen Freundin, dann wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Vorträgen zu. Und plötzlich ging es wie ein elektrischer Schlag durch ihre Glieder, ein schlanker Mann betrat das Podium, jung, elegant, vornehm in der Haltung, in der Bewegung. Rötliches, braunes Haar umgab die breite Stirn, unter der dunkle Augen sonnig leuchteten. Er, — er, ihr Siegfried! jubelte es in Erika. Und wieder wie damals, nur jetzt mit voller, mächtiger Stimme, hinreißend im Ausdruck sang er:

„Winterstürme weichen dem Bonnemond,

In mildem Lichte leuchtet der Lenz.“

Wie verzaubert sah Erika da und ließ die goldenen Tonwellen an ihr Ohr und Herz klingen. Rauschender Beifall folgte dem überraschenden Genuß, und Melanie flüsterte der Freundin zu:

„Da hätte ich mich aber gründlich geirrt, der ist ja ein Sänger von Gottes Gnaden! Wenn ich nur wüßte, wer er ist. Ah, mein Mann kennt ihn, spricht mit ihm, führt ihn uns zu!“

Im nächsten Augenblick blühten des Sängers Augen in unverhüllter Freude auf, er verbeugte sich vor den Damen. Im Rausch des Entzückens überhörte Erika seinen Namen; was bedurfte sie auch dessen, für sie war und blieb er Siegfried, der Held, der im Sturme über sie gesiegt. Das höchste Glück hat keine Worte. Stumm lauschte Erika den munteren Reden der Freundin.

„Sie hätten die Kunst zu Ihrem Lebensunterhalt machen

lassen. Das Gold in Ihrer Kette hätte sich zu reellem Material verwandelt."

"Ein fahrender Sänger zu sein, das wäre doch nicht nach meinem Geschmack, der Gesang ist nur der Schmuck meines Daseins, aber den Ribelungenhort könnte der arme Diplomat wohl brauchen, gnädigste Frau. Dann baute er sich ein Heerhofs und führte die schönste der Frauen hinein, während er jetzt seine Hand nicht strecken darf nach höchstem Glück."

Seine Augen ruhten auf Erika's gesenktem Köpfchen; verstand sie den Sinn seiner Worte?

Und jetzt ertönte wieder seine klangvolle Stimme:

"Wißt du dein Herz mir schenken?"

In ihren aufwärts gerichteten Blicken las er die Antwort.

Am Schluß begleitete er die Damen zum Wagen.

"In den nächsten Tagen schon ruft mich neue Pflicht nach Paris, doch wenn Sie gestatten, gnädige Frau, mache ich Ihnen morgen noch meinen Besuch."

Morgen! Erika würde ihn wiedersehen, seine geliebte Stimme hören, in seinen Augen lesen, daß er sie liebt! Morgen!

Statt dessen findet sie in ihrem Zimmer ein Telegramm, das ihr die schwere Erkrankung Frau v. Werders meldet, sie heimruft. Eine Stunde später sitzt sie im Kutsche des Juges, der sie durch die Nacht zu der sterbenden, gütigen Frau führt, die ihr die Eltern erlöst hat. Aus dem Rattern der Räder glaubt sie, ein Aechzen zu vernehmen, einen Todesseufzer.

Sie kommt noch gerade zur Zeit, um den letzten bewußten Blick der Sterbenden, das letzte Liebeswort von ihren Lippen zu empfangen. Als die Morgenröte in das Zimmer gleitet, küßt sie das Gesicht einer Toten.

Nacht und Tag sind verfloßen, seitdem man die Besitzerin von Werderhoff hinaustrug zur ewigen Ruhe. Draußen lachte der Regen.

Am altmodischen Schreibtisch der Heimgegangenen im tiefen Sessel sitzt eine schlanke Mädchengestalt in Trauer, ein ernstes, junges Gesicht neigt sich über zahlreiche Briefe. Der Rosenkimmer ist von Erika's Wangen verfloßen, um den feinen Mund liegt ein Zug des Schmerzes. Alles hat sie in diesen Wochen verloren, Großvater, die Heimat, Siegfried hat kein Wort der Teilnahme für sie gehabt, er hat sie vergessen! Von dem kleinen Vermögen Frau v. Werders kann sie ihre Studien nicht fortsetzen, es soll ein Notpfennig sein. Sie wird eine Stelle als Kinderfräulein annehmen. Noch ahnt sie nicht, wie hart das Brot der Dienstbarkeit schmeckt, doch der Schmerz des nahen Scheidens von Werderhoff durchgittert schon ihre Seele.

Heute will der Erbe kommen, um die nötigsten Bestimmungen zu treffen, mit seinem Rechtsbeistand die Bücher durchzusehen. Sie wird ihm bald Platz machen, und schnell schreibt sie ihre Zusage auf ein Stellenangebot des Kommerzraths Behrend in Berlin. Nun ist sie bereit, und da fährt auch schon ein Wagen vor das Portal.

In Großvaters Arbeitszimmer empfängt sie kurze Zeit darauf den Justizrat Klein, der sie im Namen Herrn v. Wallhofens bittet, Werderhoff so lange zu bewohnen, als sie es wünsche, oder ein Jahrgeld von ihm anzunehmen.

"Nein, danken Sie Herrn v. Wallhofen," erwiderte sie mit blassen Lippen, "ich nehme in vierzehn Tagen eine Stelle an."

Vergeblich sucht er sie zu überreden, endlich sagte er: "So mag mein Klient Ihnen selbst seine Vorschläge machen."

Erika macht eine abwehrende Bewegung, aber da öffnet sich schon die Tür, der neue Herr tritt ein.

"Mein gnädiges Fräulein —"

Er stieg. Diese Gestalt, dieses Antlitz kannte er doch.

"Erika! — Sie sind die Pflgetochter der Tante? O wunderbar sind des Schicksals Fügungen! Ich lernte Sie lieben, ohne zu wissen, was Sie sind, doch der Besitzlose konnte Sie nicht bitten um Ihr Herz und Ihre Hand. Nun aber, da Werderhoff mein eigen, wollte ich dich suchen, dich bitten, mein zu werden, Erika, und da finde ich dich schon an der trauten Stätte. Erika, Geliebte, du weinst? Siehe, wie winzig die Welt! Der Frühling ist da, die Zeit der Liebe, des Glückes!"

"Mit zarter Waff'n hier bezwingt er die Welt."

Laß auch dich bezwingen, sei mein!"

Da ergab sie sich dem Sieger, und das Glück leuchtete von ihrer Stirn.

Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße
103 I.



Größtes und
renom.
Institut am
Platz.

Gründl. Unterricht in: einf., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsels und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos.

Die Damenturse werden von Frau E. Schreiber geleitet.
7445 Die Direktion.

Bei eintretendem Bedarf empfehle ich:

Jagdwesten, braun gestrickt, von Mk. 1.20 an

Arbeitswämmse, grau oder blau, von Mk. 2.50 an

Arbeiterhemden, baumwollbiber, von Mk. 1.— an

Unterjacken, Unterhosen, Tricothermden
von 45 Pf. 0.95 Pf. 95 Pf. an

Socken Mannsstrümpfe
von 20 Pf. 95 Pf. an

bis zu den besten Qualitäten
in bekannter Güte und reichhaltigster Auswahl.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9,
Strumpfwaren u. Trikotagen.

Gegr. 1873.

8077

Büchlinge, Sprotten, Flundern

täglich frisch eintreffend

9993

Telefon 114.

J. C. Keiper,

52 Kirchgasse 52.



Man
verlange
Scherer's
Cognac
Gg. Scherer & Co.
Langen
b/Darmstadt.

Ärztlich empfohlen.

Preise stehen auf den Etiketten.

Flasche Mk. 1.90, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.—

Cognac zuckerfrei Flasche Mk. 3.—

Vorzüglich für Genesende und Zuckerkranken.

Niederlagen durch Placate kenntlich.



Nr. 48

Donnerstag, den 3. Dezember 1903.

18. Jahrgang

Die „teure“ Tänzerin!

Will man die Dtero seh'n
Muß man schon 'nen Thaler spenden,
Die Dtero holt das Geld
Schon heraus mit vollen Händen.
Wenn die vor Herodes einst
Hätt' getanz't, fürwahr ich wette,
Daß des Königs Henker dann
Tausend gleich geköpft hätte.
Tanzten um ein einzig Haupt,
Nein, da wären mehr gestorben,
Die Dtero hätte schon
Damals nicht den Preis verdorben!

Wau-Wau.

Das Vermächtnis.

Humoreske von Wilhelm Eberhardt.

(Nachdruck verboten.)

Dagobert Göhe war gestorben. — Trauernd umstanden die Leidtragenden, es waren ohne Ausnahme Stammgäste der Engelmännischen Weinstube — Verwandte hatte der Dahingegangene nicht gehabt — den blumengeschmückten Sarg, gähnten heimlich, weil der Geistliche etwas lange sprach, unterhielten sich leise oder überdachten Geschäfte. Sie alle hatten den Verstorbenen sehr gern gehabt und ihm von Herzen ein langes Leben gewünscht, aber da er einmal gestorben war — — zerreißen konnte man sich doch nicht und zuletzt sterben muß doch jeder einmal; wer da den Anfang macht, ist doch nur eine Frage der Zeit.

Noch drei Hände voll Erde hatte jeder auf den Sarg geworfen, dann waren sie zu dem alten Stammtisch zurückgekehrt, dessen Bierde der Verstorbene stets gewesen und hatten das Andenken des Dahingegangenen oft und mit guten Getränken angestoßen, mit guten Getränken, wie der Berewigte sie geliebt und hatten sich den Kopf zerbrochen, was wohl nun mit dem Vermögen des Verstorbenen geschehen werde, ob derselbe ein Testament gemacht oder keins und wen er wohl zum Erben eingesetzt; denn Verwandte, die einen Anspruch erheben konnten, hatte er nicht. Aber wieviel man auch hin und her riet, es war nur ein Tappen im Dunkeln, selbst die Höhe des Vermögens wußte niemand anzugeben, und dieses Dunkel wurde erst gelichtet, als eines Tages der

gesamte Stammtisch — es waren über dreißig Personen namentlich aufgeführt — vor Gericht geladen und ihnen dort eröffnet wurde, daß der verstorbene Dagobert Göhe sein gesamtes bares Vermögen, abzüglich der nachträglich erwähnten Legate den Gästen des Stammtisches von Albert Engelmänn, Prinzenstraße 195, vermacht, aus den im Testament mit nachfolgenden Worten erwähnten Gründen:

„Ich habe, seit ich aus dem Vaterhause getreten, niemals eine Heimat oder Familie gekannt; die erste Stätte, wo ich mich dauernd wohlfühlte, war der Engelmännische Stammtisch; die ersten Menschen, die mir näher getreten, die Stammgäste des vorerwähnten Lokals, weshalb ich ihrer mit ganz besonderer Sorgfalt gedenken will. Ich könnte einfach mein Vermögen unter dieselben verteilen, allein dies hielt ich für einen Philisterraufweg, und so will ich die vielen fröhlichen Stunden, die sie, wenn auch ohne mich, in der nächsten Zeit am Stammtisch verleben werden, auf die Zeit eines Jahres glücklicher stimmen, und aus diesem Grunde, und zweitens, weil ich den Engelmännischen Eheleuten, die zu meiner Zufriedenheit ebenso beigetragen, wie die Stammgäste, wohlwill, verfüge ich über meinen Nachlaß wie folgt:

Mein gesamtes bares Vermögen soll dem Gastwirt Albert Engelmänn und dessen Ehefrau zufallen, wenn derselbe sich verpflichtet dem gesamten Stammtisch vom Tage der Testamentseröffnung bis zu demselben Tage des folgenden Jahres freie Beche zu gewähren, was jeder auch trinken will. Da das bare Geld über hundertzwanzigtausend Mark beträgt, hoffe ich, daß es reicht, und hoffe zugleich, dem Stammtisch wie meinem alten Freund Engelmänn zu nützen, auf immer die Sorge von seiner Stirn zu scheuchen und den Stammtischlern, meinen lieben Brüdern, manche fröhliche Stunde zu verschaffen. Was nach einem Jahre von der Summe noch übrig, soll dem p. Engelmänn gelassen werden. Sollte derselbe das Vermächtnis nicht annehmen, so soll das Vermögen dem Zoologischen Garten zufallen.“

Hatte Dagobert gehofft, mit diesem Testament Engelmänn Zufriedenheit zu erwecken, so hatte er sich sehr getäuscht. Engelmänn war über die Bestimmung durchaus nicht entzückt. Was hatte er nun, er war beinahe auf Gnade und Ungnade dem Stammtisch ausgeliefert. Seine Kundschaft bestand fast nur aus den Teilnehmern des gut besuchten Stammtisches; er zählte zusammen, es waren gegen dreißig; wenn jeder für zweitausend Mark verbrauchte, waren das etwa sechzigtausend Mark; er konnte es immerhin wagen. Auch hoffte er, daß die Stammgäste in ihren Anforderungen bescheiden sein würden, und nahm sich vor,

denen, die es nicht wären, solchen Sträßer vorzusehen, daß sie einzuweilen das Widerkommen vergäßen. Auch dachte er daran, sich das Essen so teuer bezahlen zu lassen, daß der Schaden einigermaßen gedeckt wäre, denn das Essen brauchte er laut Testament, in welchem nur von der Beche die Rede war, nicht gratis zu geben. Frau Engelmann war über die Bestimmung des Testaments noch verstimmt als ihr Mann; sie weinte und sagte, daß sie eine solche Bosheit von dem alten Freund nicht erwartet hätte; jetzt verstehe sie, daß er kein wahrer Freund gewesen.

Am Stammtisch dagegen war man ganz anderer Meinung; da gab's nur eine Ansicht, daß Dagobert der beste, edelmütigste Mensch, der aufopferndste Freund und uneigennützigste Bruder gewesen sei. Am ersten Tage floß der Wein in Strömen und Reden wurden gehalten, Reden, ellenlang; aber aus all den ellenlangen Reden kam eigentlich nichts heraus, als die Tatsache, daß keiner von Dagoberts Leben eine Ahnung gehabt, seine Neigungen, Leidenschaften kannte; sie alle kannten nur den Stammgast, mit dem sie kein anderes Interesse verband, als zusammen zu trinken und die Beche auszuknobeln. Und so kam es, daß einer, welcher in seiner Tischrede den Umstand erwähnt, daß Göthe vielleicht der einzige Mensch in Berlin sei, welcher den Namen Dagobert geführt, als der beste Freund des Verstorbenen und genauer Kenner von den Privatverhältnissen desselben angesehen wurde.

Aber das war egal, wußte man nun viel oder wenig von dem Verstorbenen, das wußte man jedenfalls, daß derselbe ein ganz prächtiger Kerl gewesen, sonst hätte er nicht ein so vorzügliches Testament hinterlassen, und es war von jedem einzelnen Ehrensache, den Bestimmungen des Testaments nach Körperkräften nachzukommen. Daran sollte festgehalten werden, und zum Entsetzen Engelmanns wurde der Beschluß gefaßt, von jedem Stammtischler, der unentschuldig einen Tag ausblieb, eine Strafe von einer Reichsmark zu erheben.

Von diesem Gelde sollte dem Verbliebenen ein schönes Denkmal gesetzt werden.

Sei, war das ein Leben in der Engelmannschen Weinstube, jeden Tag war der Stammtisch voll; Leute, die sich sonst wochenlang nicht hatten sehen lassen, traten mit der Pünktlichkeit einer Normaluhr an. Gäste, die früher eine Stunde geessen, klebten jetzt wie Pech auf ihren Sitzen. Das ging so acht bis zehn Tage, da trat ein Umschlag ein. Einige der Stammtischler, die sonst zu den regelmäßigsten Gästen gezählt hatten, blieben auf einmal weg. Trafen sie mit andern auf der Straße zusammen, so gaben sie als Grund ihres Ausbleibens an, es sei doch peinlich, da jeden Tag umsonst zu trinken, auch sei der Wein nicht mehr so gut wie früher, und Engelmann stöhne immer, sobald einer etwas bestelle; man müsse sich ja genieren, einen halben Schoppen zu verlangen. Das hätte man sich doch nicht brauchen gefallen zu lassen. Die Kunde, an den Stammtisch gebracht, erregte großes Gelächter, aber auch ernste Debatten. Zu genieren brauche man sich wahrhaftig nicht; es sei eines jeden gutes Recht, zu verlangen, was er wolle, und wenn Engelmann stöhne, was allerdings schon den meisten aufgefallen, so sei dies eine Ungezogenheit, die man damit bestrafen müsse, erst recht viel zu trinken. Dieser Passus wurde besprochen, als Engelmann hinausgegangen war. Der Wein allerdings sei kaum mehr zu trinken, und sich ein belegtes Brötchen mit fünfundsiebzig Pfennig bezahlen zu lassen, sei eine solche Frechheit, daß sich jeder sein Frühstück mitbringen sollte, bei Mischinger kostete so ein Ding zehn Pfennig. Es war sehr ungemütlich diesen Morgen, und als nun gar einer der Gäste Engelmanns Partei ergriff und es ganz berechtigt fand, daß der Wirt nicht entzückt zu sein brauchte, wenn Leute, die sonst einen Schoppen für eine Mark getrunken, jetzt zwei Flaschen des besten Rotweins hinunterstürzen und dem Kellner nicht einmal ein Trinkgeld geben, da artete die Debatte in offenen Streit aus, der solche Dimensionen annahm, daß Worte wie Nassauer und Schmarotzer so nur umherflogen, ja, es hätte nicht viel gefehlt, und man wäre zu Tätlichkeiten übergegangen, wenn nicht im letzten Augenblick ein Vernünftiger gerufen hätte, „ob das eine Manier wäre, sich so zu betragen, und ob es wohl im Sinne des Verstorbenen gelegen, solche Szenen hervorzurufen, der sicher ganz anders gehandelt hätte, wenn er gewußt, wie man seine edle Gandung in den Schmutz bögel“

Das wüßte und die Wogen der Empörung glätteten sich einigermaßen; die Folge des Streites war aber doch, daß einige der Stammtischler wegblieben, weil ihnen, wie sie sagten, Reidhammel die Bissen in den Mund zählten.

Die Wegbleibenden gründeten in einer in der Nähe gelegenen Weinhandlung einen neuen Stammtisch und übergoßen von dort aus die Engelmannschen mit Hohn und Spott, nannten das Lokal die Weinstube der Geldlosen oder das Asyl für notleidende Säufer und was dergleichen Ausdrücke mehr waren und verekelten dadurch wirklich einem Teil der Engelmannschen, die sich so wie so nicht recht wohl fühlten das Lokal dermaßen, daß sie endlich zu dem neuen Stammtisch übersiedelten. Allein auch dort sollte ihr Bleiben nicht von langer Dauer sein, denn die Vorgänge in dem Engelmannschen Lokale, das Benehmen der einzelnen dort, der Grund ihres Verweilens und Wegbleibens war fortwährend der Stoff zu Kritiken und Hänereien, die so ausarteten, daß die ganze Gesellschaft sich auflöste, und Leute, die jahrelang miteinander befreundet gewesen, sich auf der Straße nicht mehr grüßten.

Bei Engelmann verkehrten um diese Zeit nur noch fünf oder sechs Stammgäste.

Engelmann triumphierte. Ihm war es sehr gleichgültig, welchen Namen man seinem Lokal beilegte, der würde schon verschwinden, wenn erst die lästige Verpflichtung ihr Ende erreicht. Zwar, die fünf oder sechs Geliebten genierten ihn ein wenig, aber er hoffte, schon mit ihnen fertig zu werden. Vorläufig behielt er sein altes Prinzip: schlechter Wein, teures und schlechtes Essen und nachlässige Bedienung, fest. Allein hier hatte der Wirt die Rechnung ohne die Gäste gemacht; die sechs waren, wie man schon aus ihrer Dickfelligkeit ersehen konnte, die würdigsten vom ganzen Stammtisch. Bei denen versingen dergleichen Mittel nicht. Sie wiesen den schlechten Wein unter den größten Ausdrücken zurück, ließen selbst in die Küche, um sich die besten Bissen aus der Pfanne zu holen, bombardierten den Kellner mit Weinflaschen oder anderen gefährlichen Wurfgeschossen, wenn derselbe auf ihren Ruf nicht sofort dienstbeflissen herbeieilte und drohten Engelmann, sein ganzes Lokal zu demolieren, wenn er sich etwa einfallen lasse, ihr Benehmen einer Kritik zu unterziehen.

Das war sehr schlimm für den armen Engelmann, denn nicht allein, daß die sechs ihm selbst eine große Last waren, sie verschreckten durch ihr lautes, brutales Wesen auch noch jeden anderen Gast, der sich etwa in das Lokal verlaufen, und lärmten und randalierten, so daß Engelmann schon einige Verwarnungen von der Polizei erhalten, ein für einen korrekten Gastwirt äußerst peinlicher Vorfall.

Engelmann raste, schäumte, aber er konnte nichts machen. Das Jahr war noch lange nicht herum.

Es ist jedoch in der Natur so eingerichtet, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nach und nach wurden die sechs des steten Kampfes müde und blieben weg, erst zwei, dann vier. Mit den letzten beiden machte Engelmann wenig Umstände, er bezog einen Hausdiener von acht Fuß Höhe und vier Fuß Breite aus dem Athletenklub, extra zu deren Bedienung, und da dieser Koloz sehr nervös war, so mußten die beiden legen so viel Rücksicht auf die Bedienung nehmen, daß sie es vorzogen, ebenfalls nicht wiederkzukommen.

Und also stand Engelmann im siebenten Monat nach der Testamentseröffnung, in dem gereinigten Lokal und erzählte schmunzelnd seiner treuen Gattin, daß ihm noch ein hübsches Stümchen übrig geblieben wäre, mit dem er, wenn erst die restierenden fünf Monate, die er noch aushalten müsse, verstrichen seien, in der feinsten Gegend ein nobles Geschäft aufmachen wolle, da dies Lokal ein wenig in Verfall gekommen wäre, und hier nichts mehr zu verdienen sei. Das Durchkommen würden sie ja noch haben, aber an einen Profit wäre nicht zu denken.

Gut für den braven Engelmann, wenn er richtig gerechnet hätte, aber seine Rechnung stimmte leider gar nicht. Von Profit, darin hatte er recht gehabt, war nicht die Rede, aber vom Durchkommen auch nicht. Das Lokal war so in Mißkredit geraten, daß oft tagelang kein Gast erschien und Engelmann die gesamten Unkosten, die das Lokal belasteten, aus der eigenen Tasche bezahlen mußte.

Das waren schwere Zeiten, aber auch sie gingen vorüber, und der Tag kam, wo Engelmann in der feinsten Gegend ein sehr vornehmeres Lokal eröffnen konnte. Aber sein Ruf folgte ihm dahin, und zwar leider nicht sein guter, sondern sein schlechter. Man hatte einmal was gehört und traute

Dem neuen Wirt nicht. Das war ja wohl der, welcher so schlechten Wein gehabt, daß er ihn umsonst weggegeben habe, und doch sei kein Mensch gekommen. Oder so etwas wie die Sache, die in Fürth oder wo passiert, wo der Wirt oder wer seine Frau oder wen erschlagen hat oder was. Und diese mangelnde Kenntnis der wahren Vorgänge genügt den meisten, das Engelmännische Lokal nicht zu besuchen, es waren ja so viel andere da. Engelmänn mochte sich so viel Mühe geben, wie er wollte, sein neues Lokal blieb ebenso leer, wie das alte gewesen. Er machte zu und eröffnete in einer anderen Stadtgegend ein weniger feines Restaurant. Derselbe Erfolg. In dieser Gegend sagte man Engelmänn wieder nach, er habe sein gutgehendes Geschäft durch den Verkauf von verdorbenen Speisen und gesundheitschädlichen Weinen so heruntergebracht, daß er schließlich alles habe umsonst weggeben müssen, damit überhaupt nur ein Mensch gekommen sei. So blieben auch die Bewohner der weniger feinen Gegend so lange fort, bis eines Tages an dem Engelmännischen Lokal ein Bettel klebte, dessen Text die inhaltschweren Worte enthielt: „Gerichtlicher Ausverkauf.“

Gerade zwei Jahre nach Dagobert Götzes Tode mußte Engelmänn das Haus verlassen. Er war pleite! pleite! pleite!

Noch einige Versuche machte der unglückliche Erbe, um als Gastwirt sein Leben zu fristen, alle schlugen fehl. Engelmänn hatte gänzlich seinen Ruf verloren und zu sich selbst das Vertrauen. Trauernd hing er seinen Verus an den Nagel. Jetzt ist er Pferdebahnkondukteur, und über der Tür seines Schlafzimmers steht ein schöner Spruch, den sich Engelmänn jeden Morgen und jeden Abend wehmütig von seiner Frau vorlesen läßt. Derselbe lautet:

Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Erbchaften machen segnet nie,
Wird manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb' genau!

Die preußische Lotterie.

Vorbei die „letzte Ziehung“, rutsch,
Mutsch — sind wir durchgefallen.
Das große Loos ist wieder rutsch,
So heiß ersehnt von allen.
Noch nicht 'mal mit dem Einsatz' raus!
So klingt der Wehruf durch das Haus.

Von drüben hier mein Nachbar schrie:
„Hätt' ich mein Geld im Kasten!
O die verfluchte Lotterie
Legt auf uns große Lasten!“
Ein jeder singt die Melodie:
„Nie spiel' ich wieder Lotterie!“

Stets muß ich lächeln, wenn ich hör'
Die Schwüre und die Klagen,
Ein jeder wird zum Kollekteur
Sein Scherflein wieder tragen.
Ein jeder — ist die Wuth auch groß —
Spielt weiter unentwegt sein Loos.

Wim-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Ein angenehmer Chemann.

Der von seiner Frau verlassene Schuhmacher Franz Scheibler steht wegen Bedrohung seiner Frau vor dem Richter. Er schluchzt laut auf, während er Platz auf der Anklagebank nimmt.

Richter: Lassen Sie doch die Heulerei. Die nützt Ihnen nichts und hält uns nur auf.

Angell.: Herr Gerichtshof! Ich bin 'ne Seele von een Mensch ich kann keene Miese 'n Pidel aufstecken, ich kann keene Wanze nich uf de Beene treten, also war't wohl nich so beese jemeent, wat ich jekhan habe.

Richter: Lebten Sie denn in Unfrieden mit Ihrer Frau?

Angell.: Ich lebte ieverhaupt jar nich mit se. Se hat mir ja treulos valassen. Ich war in meine Wohnung muttaseelen — nee bataseelen alleene. Sie war mir ja ausjerickt. Wie sie saacht, weil ich ihr vatobakt hätte, aber ich weech schon, warum.

Da steht der Maurer Riedel dahinten. Der laß ich mir nich ausreiben.

Richter: Haben Sie denn Ihre Frau oft geschlagen?

Angell.: Wenn ich et richtig sagen soll; — wol, wol, ich habe ihr vahaun, jeden Dach, aber det Stide hat mir ja jar nich mehr jemeent, se meente ja den Maurer. Aber von weijen de Drohung, det war anz andersch un jar nich schlimm.

Als Zeugin erscheint die Frau des Angeklagten, eine sauber gekleidete Frau aus dem Volke.

Zeugin: Herr Gerichtshof, ich bitt' Ihn, man ja den Schlumps nich etwa jlooben det ich um den Maurer wechjelooben bin, wat jeht mir der Maurer Riedel an? Aber ich will't man jleich sagen, warum ich det bei mein Mann nich mehr aushalten konnte, der Kerl, der soll wie'n Schwein. Un wenn er mi bejossen zu Hause kam, un det kam jeden Dach vor, da hat er mir immer dabinst un vahaun un vatohlt un vatobakt. Un weil ich keene Lust vatvirte, mir alle Dage de Knochen im Leibe ajwee schlagen zu lassen, da bin ich zu meine Schwester jezogen. Freilich war ihn nu det Jeld knapp zu't Sausen, denn ich vadiene mir mit Unwartstellen manchen Troschen, un da lauerte mir nu der Kerl ab und hat mir jeden Dach bedroht. Genmal meente er, er wurde mir't Jenide umbreihn, n' andert Mal meente er, er würde mir de Eisbeene kniden un an den Dach, wo ich nach'n Schutzmänn geschrien habe, da wollte er mir kalt machen, det ich alle war. Na wissen Se, uf de Länge der Zeit da hat man jrade jenuch von so'n Saus-Jiel. Aber det von den Maurer Riedel, det muß ich mir vabitten, ich kenn den ooch mehr wie jenuch, det is eben so'n Sausfopp, wie mein jelliebter Mann da brieben.

Richter zum Angell.: Was haben Sie dagegen zu sagen?

Angell.: Det ich ihr liebe, liebe wie'n janger Jingeling. Un det ich det nich so jemeent habe mir't Jenide umbreihn un det ich det mit de Eisbeene ooch nich so jemeent haben kann, denn se hat ja jar keene Eisbeene nich, na un ieverhaupt, ich habe mir det Sausen janz abjewöhnt.

Richter: Na, es kommt mir doch vor, als wären Sie auch heut nicht ganz nüchtern.

Angell.: Heute ha't mir Wuth jemacht.

Der Angeklagte wird zu 50 Mark Geldstrafe bezw. 10 Tagen Haft verurteilt.

Angell.: (wüthend): So'n Stide, mir so ringulejen. Na jieb'ts keen Jesize mehr, nu laß ich mir von det Weib scheiden.



In der Kunstausstellung.

A.: „Was ist das nun eigentlich für ein Stil auf dem Bild? Jugendstil oder alter?“

B.: „Da ist nicht recht hinter zu kommen. Der Maler hat sich wohl damit zwischen zweiStile gesetzt.“

Monolog.

Maler (am Samstag Abend für sich): „Schon wieder mal Samstag, wie schnell doch so eine Woche verstrichen ist.“

Ein Mißverständnis.

In einer Familie hat die Hausfrau zum Abendbrod einen Roquefortkäse gekauft, aber vergessen, denselben auf den Tisch zu bringen. Plötzlich bemerkt sie es und ruft ihrem Dienstmädchen zu:

„Marie, bringen Sie doch den Roquefort!“

„Ganz erstaunt erwidert die Unschuld vom Lande: „Welchen Rock denn, gnädige Frau?“

Gutmüthig.

Dame (zu ihrem ungeschickten Tischmachbar, der ihr die ganze Sauce über das Kleid gegossen hat): „Trösten Sie sich, mein Herr, jedenfalls haben Sie diesen Abend einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht!“

Berschnappt.

Ein Mann bietet einem Goldwaarenhändler entwendete Brillanten zum Kauf an. Dieser fragt, mit Bezug auf das Objekt: „Waren sie schon einmal gefaßt?“

Mann: „Ach nee! So dämlich bin ich nicht!“

Mißernd.

„Wie ich höre, ist Ihr letztes Stück durchgefallen?“

„Ja, es waren aber sehr wenig Leute im Theater.“

Schön gesagt.

„Warum können Sie den Kritiker Müller nicht leiden?“

„Robedichter: „Weil der Mensch in seinen Kritiken immer so auf meinen Gedankenstrichen herumreitet.“

Aus dem Kaffeetrinken.
„Ach liebe Frau Amtsrichter, Sie wollen schon aufbrechen?“
— „da verursachen Sie ja eine störende Lücke!“
„O, da trösten Sie sich, liebe Frau Rath, durch diese Lücke kommt ein frischer Zug in die Unterhaltung.“

Verderblicher Einfluß.
Hausfrau: „Es ist wirklich entsetzlich! Seit unsere Rathi mit dem Feuerwehmann ein Verhältnis hat, läßt sie beständig den Braten anbrennen.“

In der Schwimmschule.
Unteroffizier (zu einem Rekruten, der beim Lernen fortwährend Wasser schluckt): „Nerst, verschlucken Sie doch nicht das ganze Wasser, die anderen wollen auch noch schwimmen.“

Ausfluchtstakt.
„Machst Du aber ein glückliches Gesicht, Freund! Der alte Erbonkel endlich heimgegangen?“
„Noch nicht, aber er fährt jetzt Automobil.“

Gute Antwort.
Die Oberrechnungskammer eines Kleinstaates läßt wegen jeder unbedeutenden Kleinigkeit zahllose Reklame los und ist deshalb überall äußerst verhaßt. Einmal hat sie herausgedruckt, daß einzelne Garnisonen die Grasnutzung ihrer Exercierplätze verpachten, und daß dies bei anderen Garnisonen unterlassen ist. Auf das entsprechende Monitum „Warum der Exercierplatz in R. N. nicht als Weide verpachtet sei,“ erhält sie von einem geärgerten Kommandeur die Auskunft: „Weil hierzulande das Vieh keinen Sand frisst.“

Das Schnupftuch.
Der Angeklagte bleibt bei der Gerichtsverhandlung dabei, er habe dem Kläger bei der Schlägerei nur mit dem Schnupftuch über den Kopf geschlagen, trotzdem der Kläger eine tiefe Wunde vorweist, die er bei dieser Gelegenheit davongetragen hat.

Amtsrichter (zu dem Angeklagten, auf dessen riesige Häufte deutend): „Jochem, Jochem, Dein Schnupftuch kenn ich! Du pupst Di die Nase mit Deine fünf Finger.“

Liebe.
„Also Frau Nachbarin, Sie nehmen wirklich den alten Sekretär als zweiten Mann? Was Sie nur den nehmen mögen!“
„Ja, was soll's denn; alt ist er, frans ist er und a schöne Pension kriag i aa' mal. Warum soll i'n da net gern hab'n?“

Spitzbubenhumor.
Richter: „Warum haben Sie das Pferd gestohlen?“
Dieb: „Ich wollte mir einen Rennstall anlegen!“

Militärische Heuchelei.
Mutter: „Kurt hole mir doch meinen Regenschirm aus dem Nebenzimmer.“

Frühgebäckener Leutnant: „Regenschirm? — Was ist denn das?“

Aus der Schule.
Lehrer: „Sagen Sie mir nun, Müller, welches ist der Unterschied zwischen dem Thermometer und dem Barometer?“

Schüler: „Das Thermometer hängt drinnen und das Thermometer draußen.“

Unglaubwürdig.
Wittsteller: Herr Kommerzienrath müssen sich unbedingt meiner entziehen; ich heiße Müller!

Kommerzienrath: Nein, nein, der Name ist mir ganz unbekannt!

Wittgeschick.
Dame: Warum weinst Du denn?
Junge: Ich und der Tonel haben uns zusammen ein Paar Schlittschuhe gekauft und hu — hu — w — u!

Dame: Und er will sie Dir nicht geben?

Junge: Ja — aber nur im Sommer!

Schlechte Zeiten.
A.: Es sind wirklich elende Zeiten!

B.: Stimmt! Ich habe erst gestern 1000 M. Verlust gehabt!

A.: Wieso?

B.: Ich wollte 1000 Mark geliehen haben und konnte sie nirgends kriegen!

Der Knallprob.
Schämst Du Dich nicht, Oskar, Schulden zu machen?! Und noch dazu bloß 500 M.

Wenn sie kocht.
Junger Chemant (in die Küche tretend): „Nun wie sind die Knödel gerathen?“

Frau (zögernd): „Die Bacon ist richtig!“

Ein Stoiser.
Dame (die mit ihrem Mann im Restaurant speist): „O, Herr Wirth, mein Mann hat ein Frauenhaar in der Suppe!“

Wirth: „Na, sind Sie aber gleich eifersüchtig!“

Aus den „Fünfs.“
Er: „Nur fünfzehn Minuten brauche ich mit einer Dame zu sprechen, und ich weiß ganz genau, wie sie über mich denkt.“
Sie: „Das muß aber für Sie doch höchst unangenehm sein.“

„Man erzählt sich, Du hättest mich nur geheirathet, weil ich so viel Geld hatte.“

„Unfönn! In erster Linie habe ich Dich geheirathet, weil ich keins hatte.“

Junge Frau (müthig): „Glauben Sie wirklich, daß unsere Männer gestern zur Jagd waren?“

Zweite junge Frau (vertrauensvoll): „Natürlich! Davon bin ich fest überzeugt.“

Erste junge Frau: „Aber sie brachten nicht ein einziges Stück Wild nach Hause?“

Zweite junge Frau: „Das ist mein Hauptgrund, weshalb ich glaube, daß sie auf die Jagd gingen.“

Ueberrascht von einem heftigen Regenschauer, suchte eine Dame Zuflucht in einem Laden, wo sie die Zeit damit zubrachte um einige Kleinigkeiten zu kaufen.

„Sie haben heute sehr wenig zu thun“, sagte sie zu dem Ladeninhaber.

„Ja, gnädige Frau“, war die Antwort, sehen Sie sich doch nur das Wetter mal an! Welche vernünftige Dame würde es heute wohl wagen — auszugehen!“

Aus dem lyrischen Tagebuch des Leutnants von Berserwig:

Bilse.
Wünschen von mir über Bilse-Fall
Urtheil? — Gerne erbötig.
Aber weshalb so Fall und Knall?
Eilbotbrief doch nicht nöthig!
Wurde morgens um drei geweckt — —
Wischen starkes Verlangen:
Nachts, wenn im besten Schlummer steckt,
Interview anzufangen! —
Also: Affäre doch sehr hotant!
Glaube an redliches Wollen
Bilse's. Aber hätte doch Stand
Nicht so bloßstellen sollen!
Vieles an Licht gezogen, was
Besser im Dunkel geblieben —
Schadenfreude, erregt und Haß,
Manches auch übertrieben — —
Table nicht seine Entrüstung, nein!
Durste frei lassen walten.
Stimme mit Bilse ganz überein:
Ehrenschild rein zu halten!
Verhorresziere nur Deffentlichkeit:
Unschuld'ge mitbetroffen!
Mir in dem Falle besonders leid,
Daß auch Verhandlung offen.
Brachte Civil nur Stoff zu Spott,
Heiterkeit, dämlichen Lachen — —
„Schulden un Mädchen“ — lieber Gott,
Doch ganz natürliche Sachen.
Möchte wohl mal zur Probe seh'n,
Wie Civilist sich benähme,
Wenn — was doch Unsereins oft geschah —
Billet douz schockweis beläme!
Komm eins mit 90 Mark mal aus!
Bump unvermeidlich in Fällen.
Auch keine Schande! (Sehe voraus,
Doch nicht in Absicht zu prellen.)
Gibt nichts auf Erden, was fleckenrein,
Sonne sogar kleine Mängel,
Kann auch mit Leutnant nicht anders sein,
Niemals behauptet, daß Engel.
Schlechte Jeshellen in jedem Stand,
Stand nicht in Rechnung zu stellen.
Drum auch nicht nörgeln an Leutnant
Wegen so Bagatellen!

(Jugend.)

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Pommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.